

Beamtenkühe und betrunkene Hühner

copyright

Für meine Patentante Maria,
meine hochbetagten Tanten Lydia und Mali
und besonders für meine Enkelkinder

Copyright

Winfried Niebes

BEAMTENKÜHE UND BETRUNKENE HÜHNER

Romanhafte Autobiographie

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2018

Bibliografische Information durch die
Deutsche Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Copyright

ISBN 978-3-96145-404-4

Copyright (2018) Engelsdorfer Verlag

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

18,00 Euro (D)

INHALT

Vorrede.....	7
Dorfkind der Nachkriegszeit	17
Stern über Schüller	20
Herbergssuche.....	26
Winfried und Bonifatius	40
Sturmerprobtes Dorf.....	44
Soweit das Auge reicht.....	54
„Rheinisches Sibirien“	56
Arme Eifel	77
Winterfreuden, Winterleiden.....	80
Es gibt immer was zu tun.....	87
Maus im Schlafzimmer.....	100
Kinners, wie mach ich dat?.....	105
Heimweh, Heimweh.....	112
Zinkwanne und Jauchegrube	115
Kimmel, Kimmel	119
Beamtenkühe und betrunkene Hühner	121
Unkraut und Kartoffelkäfer	137
Blutsonntag.....	143
Litzmannstadt – Scheiblerhaus	148
Nur weg von zu Hause!	150
Terschelling.....	156
Kriegskameraden	162
Lebertran und Ziegenmilch.....	166
Fesch, Jemös un Schrompere.....	168
Emmer op Jöck.....	174
Draußen ist frische Luft.....	177
Hochzeitsauftritt	186
Dreimol Null es Null es Null.....	188

Lüsterklemmen und Kohle.....	200
Klepper, Ratschen und Knecht Ruprecht.....	211
Der Alte aus Rhöndorf.....	242
Hurra, die Schule ist aus!.....	246
Wo ist die Zeit geblieben?.....	254
Das Rathaus soll brennen!.....	264
Inserate, Inserate.....	276
Immer wieder sonntags	280
Was Hänschen nicht lernt	291
Das darf doch nicht wahr sein!.....	297
Aus und vorbei.....	303
Hinein ins kalte Wasser.....	306
Büroschlaf und Langeweile.....	315
Es wiederholt sich.....	317
Dank.....	319
Bildteil.....	320
Quellenverzeichnis.....	349

VORREDE

Ach, die Zeit raste schneller als der Wind. Bereits drei Silvester sind seit dem Treffen mit meiner Cousine Ulla in der Eifel ins Land gezogen. Wir hatten uns einige Jahre zuvor weder gesehen noch gesprochen. Sehr intensiv und ausführlich plauderten wir während des Spaziergangs zur Burg Nideggen über unsere Familienerlebnisse, recht unterschiedliche Berufserfahrungen und das jetzige aktive Rentnerleben.

„Weißt du, Winfried, ich habe in letzter Zeit einige sehr interessante und aufschlussreiche Schreibseminare besucht.“

„Wieso und weshalb machst du das? Welches Ziel verfolgst du?“

„Ich möchte ein Buch schreiben, eine Autobiographie oder ein Essay. Ich befand mich auch einige Zeit in einer Phase der Gedanken-sammlung. Nachdem ich nun begonnen habe, fliegen allerdings die Ideen über die Tasten in den Computer. Endlich, nach Beendigung der Berufszeit, nutze ich meine Zeit mit einem Blick auf lange geplante Ziele. Meine übrigen Freizeitaktivitäten mit Enkelkindern sowie „Hof und Garten“ werde ich nicht vernachlässigen. Doch ich sagte zu mir: „Die Zeit ist reif zum Schreiben.“

Irgendwann las und notierte ich einen Ausspruch von Thomas Mann mit dem Inhalt, das Leben eines Menschen sei es wert, darüber ein Buch zu schreiben. Als ich dies las, kam ich doch sehr ins Grübeln.

Die für das Leben eigentlich prägende Kinderzeit würde bei mir, mangels Erinnerungen, kaum viele Seiten füllen. Wie lautet das Sprichwort? „Ohne Fleiß kein Preis“. Also ran an die Arbeit.

Zur Inspiration und zum Start einer Arbeit muss der Mensch mehr oder weniger angespornt werden.

In der Informationsschrift *Spiritual journey* zur Reformation 2017 fand ich im Abschnitt „Luthergarten“ eine Aussage, welche von Luther stammen soll: „Auch wenn ich wüsste, dass morgen die Welt zugrunde geht, würde ich heute noch einen Apfelbaum pflanzen.“¹ In einem Buch von Hoimar von Ditfurth lautet die Überschrift: „So laßt uns denn ein Apfelbäumchen pflanzen – Es ist soweit.“

Aufgrund dieser Anregungen sagte ich zu mir und meiner Frau: „Warum sollte nicht auch ich mein Leben beschreiben?“

Unbedingt erscheint es mir wichtig, für mich prägende persönliche Ereignisse in Deutschland und der Welt mit – aus meiner Perspektive betrachteten – zentralen, bedeutenden politischen sowie gesellschaftlichen Veränderungen einiger Jahrzehnte einfließen zu lassen.

Letztendlich hat jeder eine spannende Geschichte aus der Fülle seines Lebens zu erzählen. Wir alle wissen: Es gibt nur ein Leben und am Ende muss jeder sterben.

Bewusst ist mir auch das als liberal und bürgerlich geäußerte Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Leider trifft dies nur sehr bedingt zu, da manche Außenwirkung uns Menschen mehr oder weniger verändert. Von meinem Vater hörte ich die analoge Aussage, welche Napoleon zugeschrieben wird und während meines Vaters Soldatenzeit vielleicht ein Ansporn war: „Jeder trägt den Marschallstab im Tornister.“

Während meiner Berufszeit hatte ich keinen Gedanken, ein belletristisches Werk zu verfassen. Die Ausrede „keine Zeit“ wäre nicht realistisch gewesen; mit entsprechendem Willen hätte ich Zeit verfügbar machen können. Allerdings zeigte sich bei mir seinerzeit nicht der

¹ *Spiritual journey*: Luthergarten, S. 32

innere Drang zu solch einem großen Projekt. Im Alter von sieben Jahrzehnten wäre es unsinnig, wirklich töricht zu sagen: „Die beste Zeit des Lebens mit vielen Geburtstagen kann noch kommen; warte ab.“ Irgendwann las ich die Worte von Henry Ford: „Es hängt von dir selbst ab, ob du das neue Jahr als Bremse oder als Motor nutzen willst.“ Wie im kölsche Grundgesetz, §§ 1 und 2, bin ich der Auffassung: „Et es wie et es“ und „et kütt wie et kütt.“

Meine Rentnertage sind erfreulicherweise noch immer mit vielseitigen Aufgaben ausgefüllt. Seitdem ich Mitte der 1980er Jahre ein Organisationsseminar zur „Lohn-Methode“ besuchte, nutze ich das Planungsbuch mit Kalender, Tages- und Wochenaktivitäten als ständiges Arbeitsmittel. Es könnte nach Hildegard Knefs Lied lauten: „Ich hab mich so an dich gewöhnt.“ Zielplanung besitzt nur eine marginale Bedeutung bezüglich Urlaubsreisen und sportlichen Aktivitäten. Allerdings würde ich ohne diesen externen Speicher manche Aufgabe, ebenso Termine dem Zufall überlassen.

Bereits in der Zeit meiner letzten Arbeitsstelle erschien es mir bedeutend, meine künftige Freizeit körperlich und geistig zu nutzen; vermeiden wollte ich den Absturz in ein tiefes Loch. Sicherlich, wie jeder Mensch, erreichten mich Lebenshöhen und -tiefen, ähnlich einer Achterbahn. Niederschläge gehören zum Leben dazu, oder wie meine Oma immer wieder ausdrückte: „Das Karussell geht mal rauf, mal runter“. So begann zum Beispiel für mich im Jahr 2005 ein völlig neuer familiärer Lebensabschnitt.

Ohne jeglichen Gedanken, ein Buch zu verfassen, begann ich 2009 das Druckwerk „Opa, erzähl mal“ für mein erstes Enkelkind Maja zu ergänzen. Inzwischen sind noch Leni, Damien und Sofie hinzugekommen; diese Autobiographie erübrigt das vorgenannte Druckwerk.

Einige Zeit vor meinem Rentenbeginn erörterten meine Sekretärin und ich neben dem Leben und den mannigfaltigen Ereignissen das Thema „ein Buch schreiben“. In meinen Ohren ertönte in den Folgejahren immer wieder der Nachhall ihrer Worte: „Herr Niebes, dann fangen Sie mal an, Material zu sammeln.“

Also sammelte ich mehr als zehn Jahre lang Material. Fast überall hatte ich Papier und Stift bereit, um aus Zeitschriften, Informations-sendungen in Funk und Fernsehen interessante Notizen zu notieren, um diese für mögliche spätere Zwecke parat zu haben.

In der katholischen Kirchenzeitung *Tag des Herrn* entdeckte ich die Anzeige zu einem Schreibseminar in Schmochtitz in der Lausitz. Die spannende Frage für mich war, welche Interessenten ich dort treffen würde. Nach dem Motto „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt“ meldete ich mich an.

Mit Ausnahme meines Beitrages in der wissenschaftlichen Festschrift *Beiträge zur Regionalen Geographie*² des Instituts für Länderkunde besaß ich keinerlei literarische Schreibkenntnisse. Meine Schreiber-fahrungen basierten nur auf administrativem Gebiet in Gestalt von Finanzanträgen oder entsprechenden Sachberichten. In dem Beitrag stellte ich das Institut im Spiegel von Haushalt und Finanzen mit historischen, personellen und finanziellen Fakten dar.

Nach den sehr interessanten, teils aufschlussreichen persönlichen Beiträgen einiger Teilnehmer im Schreibseminar war ich fest entschlossen, sofort mein Buch in Angriff zu nehmen.

Es blieb nicht aus, im Familienkreis oder bei einigen Bekannten über meine künftige zusätzliche Rentneraktivität zu erzählen. Von man-

² Leschinweis: Niebes, Winfrid: Das Institut im Spiegel von Haushalt und Personal – Aufgaben und Leistungen der Verwaltungsabteilung, S. 109-115

chen Zeitgenossen, eher jüngeren, vernahm ich die ernsthafte Frage: „Wer wird das lesen? Für wen ist dein Leben denn von Bedeutung?“

Simon aus Berlin, der mich seit vielen Jahren kennt, fragte spontan: „Schreibst du über Steuern oder das Radfahren?“

Mit leichter Ironie hieß es sogar: „Liest du das Buch denn selbst?“

„Das ist ja eine sehr merkwürdige Frage!“, konterte ich prompt.

Erfreulicherweise vernahm ich jedoch einigen Zuspruch: „Das ist ja interessant. Wo und wann kann ich das Buch erwerben?“

Mit wohl angeborener Energie zu Neuem ignorierte ich die negativen Meinungen und begann zu schreiben. Persönlichkeiten aus der Wissenschaft, Kultur und Kunst, Politik oder dem Journalismus verfassen ihre Lebensgeschichte für eine unbekannte, kleine und große Leserschaft.

Mit runzelnder Stirn blickte ich beim Lesen der Biographie von Guido Knopp³ überaus erstaunt auf die Eingangszeilen mit fast dreißigfachem Ich-Bezug und betrachte diese als eine Art Prolog. Zu meiner erlebten Geschichte der letzten Jahrzehnte sog ich den größten Teil des Werkes quasi als Erinnerung auf. Spannend verfolgte ich die interessanten und detaillierten Ereignisse aus seinem beruflichen Alltag sowie die geschilderten Treffen mit Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft und Kirche.

Im Rückblick auf mein Leben frage ich mich wie er, ob ich als Sonntagskind ein Glückskind war. Mich hat in den vielen Jahren niemand Glückskind gerufen, während der Zeit meiner Pubertät nannte mich eine Nachbarin allerdings „Sonnyboy“. Ich hoffe, dass viele Menschen von sich sagen können, im Leben hat das Glück auch sie nicht vergessen.

³ Lesehinweis: Knopp, Guido: Meine Geschichte

Meine Reise in die Vergangenheit betrachtete ich als besonders wichtig, um festzustellen, welche wesentlichen Prägungen ich in meiner Kindheit erhielt. Wieso existierte immerwährend eine „innere Reiselust“ auf Neues? Weshalb wollte oder musste ich höhere Positionen erreichen? Gab es einen unbekanntem inneren Drang nach Öffentlichkeit und Bekanntwerden?

Es stellte sich weiterhin die Frage nach der Reise des Lebens. Was bedeutet „Leben“ überhaupt? Jeder Mensch ist doch kontinuierlich unterwegs, erlebt nicht wenige Aufbrüche ins Unbekannte. Sollen oder dürfen wir Menschen die Erde nach göttlichem Wort (1. Buch Mose, Genesis Kapitel 1, Vers 28) nicht untertan machen und sie erobern? Also muss das Leben Neugierde wecken. Ich weiß, dass ich immer neugierig war nach dem Fremden, nach anderen Ländern.

Etwas wehmütig erreicht mich die Erinnerung an ein berufliches Angebot der Konrad-Adenauer-Stiftung mit Möglichkeiten zu weltweiten Reisen, welches ich aus familiären Gründen und nach scharfen Gehaltsrechnungen Anfang der 1980er Jahre nicht annahm. Irgendwo und irgendwann musste ich meine Erfahrungen machen, um mein erhofftes Glück zu finden. Leider wurde ich ebenso von der Hektik der späteren Zeit in Beschlag genommen worden. Wer ist nicht gefangen im raschen Strudel der Geschehnisse?

Gott sei Dank durfte ich viele schöne Zeiten erleben und ebenso zeitweise wieder Ruhe finden.

Ja, den Versuch will und muss ich starten, viele Erinnerungen aus dem hintersten Winkel des Gehirns zu aktivieren und zu notieren. Mancher Leser mit einer anderen Erinnerung zu einzelnen Passagen oder Ereignissen mag die Fremderinnerung nachvollziehen, sich vielleicht wundern. Selbst die eigene erzählte Lebensgeschichte darf einem Gedankenspiel folgen und Wortphantasie enthalten.

Wie könnte es abgelaufen sein?

Wie war damals die Situation, welche ich selbst nicht erlebt habe?

Die Vorgeschichten wurden mir doch nur aus der Erinnerung des Erzählers berichtet. Eine Lebensgeschichte hat prioritär keine wesentliche Bedeutung zu mathematischen Wahrheiten, sondern muss möglichst viele Erinnerungen aufgreifen.

Eine innere große Freude verspürte ich, etwas Neues zu schaffen. Jedenfalls muss sich das Grübeln und gedankliche Forschen auf meine Gehirnzellen positiv auswirken, war mein Gedanke. Denn Monotonie, also mangelnde Abwechslung sind schädlich für das Gehirn und machen es nicht intelligenter oder lassen neue Zellen produzieren.

Es entspricht nicht meinem Naturell, nichts zu tun! Das habe ich nie praktiziert. In meiner Notizensammlung fand ich eine von Notker Wolf erwähnte alte Binsenweisheit mit dem Inhalt, sich für das eigene Leben genügend Zeit zu gönnen. Wolf muss es wissen. Er war bis 2016 als Abtprimas des Benediktinerordens sehr oft weltweit und in Hektik unterwegs und musste sicherlich Ruhephasen suchen und nutzen. Sehr viele seiner Aussagen und Empfehlungen betrachtete ich als Richtlinie.

Eine bessere Weisheit für das eigene Leben, gleich ob man jung ist oder sich im Berufs- oder Familienstress befindet, kann es nicht geben. In der täglichen Hetze und Hast des Familien- und Berufslebens vergessen wir zu häufig die Zeit für uns selbst. „Vielleicht gibt es schönere Zeiten; aber diese ist die unsere“, wie Jean-Paul Sartre formulierte.

So habe ich in manchen Zeiten mit einer inneren Unruhe gelebt. Ich war ein Wanderer, nicht nur im Hochgebirge.

Der Prediger Salomo (Kohélet) schreibt in 3,1-11: „Ein jegliches hat seine Zeit.“ Uns Menschen soll ständig bewusst werden, dass es Zei-

ten der Freude sowie der Trauer gibt. Das gesamte Leben beinhaltet zum jeweiligen Zeitpunkt das Geborenwerden, das Pflanzen, das Weinen und Lachen sowie das Klagen und am Lebensende das Sterben.

Wolf erwähnt zudem, dass jemand schlimm dran sei, wer sein Herz wegen des Zeitdrucks nicht mehr lösen könne, um zu weinen. „Und auch wer nicht mehr von Herzen lachen kann, ist verloren“.⁴ Wolfs Aussagen sind für uns alle ein Begriff. Aber nehmen wir das praktisch wahr? Wann denken wir an uns selbst? Nein, nicht egoistischem Denken und Handeln soll eine Priorität zukommen. Innere Ruhe zu finden und über das Leben nachzudenken, das ignorieren wir vielfach.

Wann will ich schreiben und fertig werden? Eine wichtige Bitte richte ich zum Himmel: „Gott erhalte meine Gesundheit und die Kraft zu Aktivitäten, Freude zum Schaffen und auch Humor.“

Eine Erinnerung lässt mich Worte wissenschaftlicher Kollegen aus meiner ab den 1990er Jahren beruflichen Station in Leipzig hören: „Herr Niebes, behalten Sie Ihren rheinischen Humor bei uns trockenen Wissenschaftlern.“

In Zeiten der Hetze boten diese irischen Verse häufig den Aufruf zum Innehalten:

„Nimm	Dir Zeit für Dich selbst, Du bist für Dich der wichtigste Mensch.
Nehmt	Euch Zeit für die Liebe in all ihren Formen, sie ist Gottes Gegenwart in dieser Welt.

⁴ Walter, Rudolf; Wolf, Notker: Gönn dir Zeit. Es ist dein Leben, S. 8

Nimm Dir Zeit für Deinen Körper,
er ist nicht zu trennen von Deiner Seele

Nehmt Euch Zeit für Eure Gefühle,
sie machen Euch sichtbar.

Nimm Dir Zeit für Dein Lachen,
es macht die Welt heller.

Nehmt Euch Zeit für den Zorn,
sonst wird er Euer Leben vergiften.

Nimm Dir Zeit für das Weinen,
es ist der erlösende Quell.

Nehmt Euch Zeit zum Denken,
es ordnet die Dinge.

Nimm Dir Zeit für die Musik,
sie kann tiefer ergreifen als Worte.

Nehmt Euch Zeit zum Leben,
dass Ihr ohne Reue sterben könnt.

Eines möglichen Mankos einer objektiven Berichterstattung bin ich mir bewusst. Meine subjektive Person steht dem entgegen.

Ein Zitat von Johann Wolfgang von Goethe aus Götz von Berlichingen: „Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt“⁵, füge ich mit einem Augenzwinkern hinzu.

Ist es nicht so, dass man über Geschichte nur urteilen kann, wenn man sie selbst erlebt hat? Und wer könnte meine Geschichte besser erzählen als ich selbst? Also ich: Winfried.

⁵ Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, 1774

Natürlich können nur rein persönliche Erfahrungen, gute und unerfreuliche Erlebnisse geschildert werden. Die erlebte Vergangenheit ist die meine, die eigene.

Manche Passagen werden neben einer persönlichen Information anekdotengeschpickt und unterhaltenden Charakter haben. Inhaltlich mag der Leser sich jederzeit zur Bewertung von beschriebenen Ereignissen angeregt fühlen oder sich von meiner Meinungsäußerung beeinflussen, vielleicht sogar etwas überzeugen lassen.

Im Rückblick auf mein Arbeitsleben sehe ich mich nicht als echten Theoretiker, sondern als praktisch handelnden Menschen. Aus Gründen der Vertraulichkeit sind manche Namen nicht real, sondern frei erfunden.

Als wichtige Gedächtnisstütze zur Auffrischung der alten und grauen Gehirnzellen aus Zeiten meiner Kindheit und der Vorfahren fungierten die vielen Bilder in Alben, das Erzählte von den schon vor einigen Jahren verstorbenen Eltern und meiner Oma mütterlicherseits sowie den noch lebenden Tanten Lydia und Mali.

Meine Leser mögen die aus Gründen der Vereinfachung fehlende Erwähnung der weiblichen Form in diesen Texten nicht als Missachtung des weiblichen Geschlechts verstehen. Daher bitte ich, diese Ausdruckform zu verzeihen und sich bitte ebenso angesprochen zu fühlen!

DORFKIND DER NACHKRIEGSZEIT

Bereits während meines Berufslebens habe ich mich hin und wieder gefragt, warum ich auf diesem Weg gelandet bin? Wieso bin ich so geworden, wie ich bin? Mir war sehr bewusst, dass ich keine Gen- und Erbforschung zu meinem Wesen und Verhalten starten konnte. Ich wollte lediglich erfahren und wissen, in welchem Maße mich meine Eltern, Großeltern, Lehrer und Vorgesetzte mit ihrer Erziehung und ihrem Verhalten nachhaltig beeinflussten. Eine intensive Prägung erhielt ich durch meinen Vater. Er war eine starke und dominante Person, nicht nur körperlich. Dagegen habe ich meine Mutter aus der Kinderzeit eher als warmherzig und weich in Erinnerung. Diese Eigenschaften wandelten sich im Laufe der nicht immer erfreulichen Jahre in meinem Heimatdorf.

Während meiner Jugendzeit war die Wirtschaft Heinzen häufiger Treffpunkt mit Freunden. Kam ich nach Hause, äußerten sich meine Eltern manchmal seltsam negativ zu einem bereits verstorbenen Onkel meines Vaters. Obwohl ich mich wunderte, stellte ich damals keine Fragen. Die Worte lagerten lange in der hintersten Gedächtniszelle.

Erst viel später, als Fragen zu meiner familiären Vergangenheit und die Idee zur Autobiographie aufkamen, wollte ich mehr darüber erfahren. Was war denn mit diesem Onkel gewesen?

„Vielleicht hilft mir eine Ahnengalerie zur Familie“, überlegte ich.

Peu à peu sammelte ich Unterlagen und hatte den Willen, eine umfangreiche Ahnengalerie zu erarbeiten. Der Hobby-Ahnenforscher Karl-Heinz, ein Bekannter aus Leverkusen, lieferte mir eine fast sechs Meter lange, aus mehreren Ausdrucken zusammengeklebte

Ahnenübersicht, zurückreichend bis nach Amerika Mitte des 19. Jahrhunderts.

Hoch auf einem Berg mit großartiger Fernsicht ist Schüller zu erreichen. Mein Vater Hermann wurde hier am 09. Mai 1921 als zweites Kind im Hause Niebes geboren und ist erheblich zu früh am 08. Juni 1989 verstorben. Er war der Sohn von Matthias Niebes, geboren 1887, verstorben 1967, und Maria, geborene Dimmer, aus Daleiden, geboren 1888, sehr früh im Jahr 1946 verstorben.

Die Hochzeit meiner Eltern im Oktober 1945 musste so kurz nach Kriegsende ohne dicke Torte gefeiert werden, falls überhaupt von einer Feier die Rede sein kann. Als werdendes Menschlein wartete ich auf die heile Welt.

Eine Recherche innerhalb der Ahnenforschung zeigt mir einen Weg zum Urgroßvater väterlicherseits nach Amerika. Der Schlosser Josef Niebes, geboren im Jahr 1857, wanderte nach Amerika aus. Dort kaufte er 1894 die Country Farm in Keystone/Benton. Mein Vater konnte mir keine weiteren Informationen über emigrierte Vorfahren schildern. Er gab auf meine Rückfragen nur vage Andeutungen, aber nichts Konkretes. Aus religiöser Betrachtung glaube ich zwar an Wunder; aber im wirklichen Leben? Nach einem französischen Sprichwort kommen Wunder nur zu denen, die daran glauben. Sollte es etwa ein Wunder sein, als ich durch die neuen Kommunikationsmittel Anfang 2000 von einer Frau, geborene Niebes, eine Mail aus den USA erhielt?

Rasch wurde mir klar, die Antworten auf meine Fragen nur sehr bedingt mittels Ahnenforschung und Stammbaum zu finden. Ich sagte mir: „Vielleicht entdecke ich die nötigen Antworten, wenn ich

intensiv über meine Herkunft, Familiengeschichte, Erziehung und selbst gesteckten Ziele nachdenke.“

Aus jeder Lebensgeschichte ergibt sich ein Erlebnis- und Erfahrungsschatz für die Nachkommen.

Die Welt drehte sich seit der Industriellen Revolution im England des 19. Jahrhunderts und im 20. Jahrhundert mit technischem und gesellschaftlichem Wandel immer schneller. Eines wurde mir bereits bei der Notizensammlung zur Kinderzeit, dem Betrachten meiner Alben und den ersten notierten Entwurfsskizzen sehr bewusst: Mein Buch wird einiges von den guten alten Zeiten, welche gewiss nicht immer gut waren, schildern.

Eine alte psychologische Regel empfiehlt, wesentliche Grundsätze vor dem Spiegel von Angesicht zu Angesicht zu sprechen. Auf diese Art habe ich mir manchmal selbst eingeredet, ein positiv denkender Mensch zu sein; dies wurde mir tröstend im Jahr 2005 sogar von Vorgesetzten bestätigt.

Resignierende Ereignisse sind auch in meinem Leben eingetreten. Im Bewusstsein, eher pragmatisch als spirituell zu handeln, bin ich nach wie vor überzeugt, bei Schwierigkeiten den eingeschlagenen Weg zur Zielerreichung zu verfolgen. Bei all meinem Tun und Handeln stellte ich sehr wohl die Erziehung sowie elterlich antrainierte Verhaltensweisen fest.

Fast täglich können Wissenschaftler von Erkenntnissen aus dem Weltall über bisher unentdeckte und erdähnliche Himmelskörper berichten. Die Forscher sind natürlich brennend interessiert, wo außerhalb der Erde Leben möglich ist. Gibt es vielleicht andere Lebewesen? Meine Vorfahren kamen jedenfalls nicht von einem unbekanntem anderen Stern.

Meine Geschichte verbleibt hier auf Erden.

STERN ÜBER SCHÜLLER

Wer kennt schon eine Siedlung namens Schüller in der Eifel? Was bedeuten diese Namen? Handelt sich um eine Stadt oder ein Gebirge? Gemeint ist ein Dorf in der Naturlandschaft des Rheinischen Mittelgebirges, links von Vater Rhein und nördlich von Mutter Mosel, auf der Hälfte der Bahnstrecke von Köln nach Trier. Wer es nicht weiß, glaubt niemals, dass dieser Ort bereits zur Römerzeit bekannt war. Somit ist Schüller wirklich ein historischer Ort. Einsam auf dem Berg führen aus unterschiedlichen Richtungen zwei Straßen hoch, aber nur als Sackgasse oder Rundroute.

Die Kirchenglocken der katholischen Dorfkirche läuten. Die dort lebenden Menschen wissen aus der Verkündigung des Pastors, dass eine Taufe stattfinden wird. Die Eltern des Taufkinds kommen vor der Kirche an und verharren kurz vor dem Eintritt. Sie hören die rasch auf sie zuschreitende Frau – bereits vor einigen Jahren verstorben – in sehr schnellem Schüllerer Platt: „Nennt de Jong doch Kaspar, Balthasar oder Melchior“, die Namen der Heiligen Drei Könige rufen. Sie wohnt gegenüber der Kirche, in dem etwas unterhalb der Straße gelegenen alten Haus mit angrenzendem Kuhstall und vorgelagertem, von Hühnern gern besuchtem Misthaufen.

Zur Taufe bedarf es keiner Frage, denn allen ist bekannt, dass es sich um das Baby Winfried, geboren am Dreikönigstag, sogar einem Sonntag, des Jahres 1946, handelt.

Es ist ein traditioneller Gedenktag an die namentlich seit dem 6. Jahrhundert bekannten drei Weisen, die üblicherweise als Magier aus dem Morgenland bezeichnet werden. Im Evangelium nach Matthäus

2,1ff. haben die Magier „einen Stern aufgehen sehen“ und sind ihm gefolgt, bis er in Betlehem über dem Geburtsort Jesu anhielt.

Dieser Stern war ihnen Signal und Wegweiser. Heutige Theologen gehen mehrheitlich nicht mehr von der Historizität der Erzählung aus und sehen sich daher auch nicht gezwungen, das Phänomen des Sterns von Betlehem naturwissenschaftlich als Supernova, Komet oder Jupiter-Saturn-Konjunktion auszudeuten.⁶

Zu einigen Geschichtsbeschreibungen ist schon sehr interessant, dass der kaiserliche Hofastronom Johannes Kepler Anfang des 17. Jahrhunderts eine Sternkonjunktion entdeckte. Diese soll bereits im Jahre 7 vor Christus dreimal am Himmel zu sehen gewesen sein. Genannt werden der Mai, Oktober und Dezember. Demzufolge wäre Jesus einige Jahre früher geboren. Forscher datieren auf der Basis des Todesdatums von Herodes die Geburt Jesu auf die Zeit zwischen den Jahren 7 und 4 vor der Zeitenwende. Die Geschichtsschreibung weist aus vielen Jahrhunderten mannigfaltige Fakten zu den Gebeinen der Drei Könige auf, von der Auffindung in Mailand, der Sicherung vor Napoleon und letztendlich der Rückkehr in den Kölner Dom.⁷

Zu den damaligen historischen Ereignissen meines früher geliebten Köln recherchierte Tilmann Röhrig ausgezeichnet den Ablauf zur Sicherung des Dreikönigenschreins vor den napoleonischen Truppen. Sein eindrucksvolles und spannendes Buch liest sich wie ein Kriminalroman. Eine schriftstellerische Kunst sehe ich in manchen legendenhaften Passagen. Während meiner Lesestunde dachte ich nicht, dass ich diesen Roman später sogar aufleben lassen würde.

⁶ Vgl. Glenz, Tobias: Gab es den Stern von Bethlehem tatsächlich? Aus: katholisch.de

⁷ Lesehinweis: Röhrig, Tilmann: Die Könige von Köln, Historischer Roman

In der erst fünfunddreißig Jahre alten Dorfkirche Sankt Paulus in Schüller ließen mich meine Eltern auf den Namen WINFRIED Hans taufen. Mit diesem Taufsakrament sollte ich im Geiste katholischer Lehre Nahrung und Proviant für meinen Lebensweg erhalten.

Ich bin sehr froh, dass meine Eltern einen mir noch immer angenehmen Vornamen gewählt haben. Eigentlich wären die Namen Josef, Paul, Peter oder Johannes in unserem katholischen Dorf üblich gewesen.

Maria Billigen wurde mit sechzehn Jahren meine Taufpatin. Anlässlich meiner fast jährlichen Besuche bei ihr erzählte sie rückblickend im Mai 2016: „Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie stolz ich damals war, Patin zu werden. Das war so ein großes Ereignis für mich als blutjunges Mädchel.“

Der männliche Taufpate war der Bruder meines Vaters, Onkel Johann. Er war drei Jahre jünger als mein Vater und ist auch bereits vor Jahren verstorben.

In der Kulturdatenbank der Region Trier ist über meine Taufkirche vermerkt: „Die jetzige Kirche ist nachweislich die dritte Kirche in Schüller. 1912 konnte der Kargottesdienst in der neuen Kirche gefeiert werden. Von der bekannten Kapelle, die 1846 abgerissen wurde, kennen wir die Grundmaße und ihren genauen Standort aus alten Katasterangaben von 1826. Sie stand im Bereich des heutigen Friedhofs. 1846 wurde die zweite Kapelle eingesegnet, die heute noch gegenüber der jetzigen Kirche steht, aber inzwischen Wohnhaus und Gaststätte (Zur alten Kapelle) ist.“⁸

Vor einigen Jahren machten meine Frau und ich Aufnahmen dieser Kirche mit ihrer überaus exzellent filigranen und bunten Farbenviel-

⁸ Datenbank der Kulturgüter in der Region Trier: Sankt Paulus (Innen)

falt im Deckengewölbe. Die auf der Empore entstandene Fotografie des Kirchenraumes hängt im Wohnzimmer an unserem Essplatz als besondere Erinnerung. Einige der Bilder übermittelte ich dieser interessanten regionalen Datenbank zur Veröffentlichung. Zum Patro-natsfest des Heiligen Paulus wurde alljährlich unser Pauluslied ge-sungen, dessen Text und Melodie ich nach so vielen Jahrzehnten bis auf ein paar rudimentäre Worte leider vergessen hatte. Meine Patin Maria sang es vor einiger Zeit am Telefon: „St. Paulus gilt der Lob-gesang zum Fest der Bekehrung, katholisch sind und bleiben wir, katholisch bleibt die Eifel ...“

Auch für meine im Jahr 1949 geborenen Zwillingsschwestern Gisela und Roswitha fanden die Eltern zur damaligen Zeit moderne Na-men. Ich habe keine Erinnerung, ob ich meine Eltern jemals gefragt habe, wer von ihnen unsere Namen ausgesucht hat. Hat in dem klei-nen Dorf mit strenger katholischer Tradition niemand auf die dort üblichen Vornamen hingewiesen? Vielleicht hat ihnen der Pastor das bedeutende christliche Wirken der Namenspatrone erläutert. Wäh-rend Bonifatius und Roswitha heiliggesprochen sind, trifft dies für Gisela offiziell nicht zu. Obwohl sie sich sehr für die Christianisie-rung in Ungarn eingesetzt hatte, wurde sie nie selig- oder heiligge-sprochen, jedoch in die Acta Sanctorum der Gesellschaft der Bol-landisten aufgenommen.⁹

Sehr gut erinnere ich mich an meinen Geburtstag im Jahr 1996. Es herrschte eisiger Frost, vormittags zeigte das Thermometer minus siebzehn Grad Celsius. In mir drängte sich die Frage auf, welch ein Wetter wohl am 06. Januar 1946 geherrscht hatte. Nach längerem Überlegen schilderten meine Eltern, dass es ein kalter Sonntag gewe-

⁹ Vgl. Gisela von Ungarn. Aus: Ökumenisches Heiligenlexikon

sen war, als ich in dem feldsteinreichen Schüller die Nachkriegswelt erblicken durfte.

Die von mir sorgfältig aufbewahrte und bereits vergilbte Original-Geburtsurkunde des Standesamtes Stadtkyll vom 07. Januar 1946 trägt die Nummer 1/1946 und bestätigt amtlich, dass ich im Dorf als erstes Kind dieses Jahres das Licht der Welt erblickte. Mit häufigen Werten unter dem Gefrierpunkt und relativ geringen Niederschlägen im Januar soll es damals etwas freundlicher als in den üblichen Wintern gewesen sein.

Demgegenüber brachte der Sommer 1946 sehr hohe Hitze und Trockenheit. Meine Eltern erzählten von den Wetterkapriolen der Jahre 1946/1947. Vielerorts war die Ernte so schlecht, dass gravierende Engpässe in der Bevölkerungsversorgung auftraten, die teilweise sogar zusammenbrach. Nach einem extrem heißen Sommer kam sehr zeitig ein kalter und harter Winter, welcher sich zu einem der kältesten des 20. Jahrhunderts entwickelte. Bereits ab November seien die Bäche gefroren gewesen; Anfang Dezember erreichte eine zweite Frostwelle diese Region. Nicht selten wurden Minustemperaturen von mehr als zwanzig Grad gemessen, die sehr lange anhielten. Viele Menschen sprachen, obwohl sie Sibirien sicher noch nicht besucht hatten, von „sibirischer Kälte“, „weißem Tod“ und „schwarzem Hunger“. Es war keineswegs verwunderlich, dass viele ältere und geschwächte Menschen starben.

Seinerzeit gab der Kölner Erzbischof Joseph Kardinal Frings in der Silvesterpredigt 1946 zu verstehen, dass zur Linderung der allseits überaus großen Not nun Handlungen erlaubt seien, die sonst in den Bereich des Sündenkanons gehörten. In Anbetracht der schlimmen Lage dürfe der Einzelne auch Fremdgut nehmen, das er zur Erhaltung seines Lebens und seiner Familie dringend benötigt. Voraussetzung sollte jedoch sein, dass er das Nötige nicht durch seine Arbeit

oder ein Erbitten nicht erhalten kann.¹⁰ Kein Wunder, dass die Menschen sich irgendwie glücklich schätzten und rasch ein neues Wort, nämlich: „fringsen“ erfanden.

Auf diese Kälteperiode folgte 1947 wiederum ein extrem heißer Sommer. Nach Meinung der Menschen war es ein Jahrhundertsommer mit einer ausgeprägten Hitze und demzufolge schlimmen Dürre. Besondere Erinnerung habe ich allerdings an den Sommer 1976, das Geburtsjahr meines ersten Sohnes Oliver, welcher Deutschland eine markante Hitzewelle bescherte. Die Landwirte stöhnten lauthals in diesem Jahr aufgrund der extremen Trockenheit über enorme Ernteaufschläge. Aus einigen Teilen Europas wurde von folgenschwerer Dürre berichtet.

Acht Monate vor meiner Geburt wurde Deutschland vom Nazi-Regime befreit, der Zweite Weltkrieg fand endlich ein Ende. Das Dorf hatte erfreulicherweise keine starken Zerstörungen erlitten. Als Kind entdeckte ich mit Freunden oft von der Natur überwucherte Löcher in den Wäldern. Die Erwachsenen warnten: „Seid vorsichtig, die Bombentrichter sind gefährlich, weil dort Munitionsreste explodieren könnten.“

Der Nachbarort Stadtkyll dagegen war als Verkehrsknotenpunkt ein wichtiges Ziel für die Bomben der Alliierten gewesen und zu fünfundsiebzig Prozent zerstört worden.

Als Säugling bemerkte ich von dem Schicksal und all der großen Not und Armut in Schüller Gott sei Dank noch nichts.

¹⁰ Vgl. Roßbach, Judith: Josef Kardinal Frings. Aus: Erzbistum Köln, Stifts-Chor Bonn

HERBERGSSUCHE

Nun war ich auf der Welt und meine Eltern hatten ein weiteres großes Problem, nämlich für die junge Familie eine Unterkunft zu finden. Im väterlichen Elternhaus war es unmöglich. Beide Schwestern und der Bruder wohnten ebenfalls noch dort. Kurzfristig wurde ein Bett in einem kleinen Zimmer bereitgestellt, das sich der 24jährige Hermann und die 21jährige Irene teilen mussten. Die übrigen Familienangehörigen zeigten wohl kaum besondere Freude über die ihnen zugemutete und eingetretene Platzenge. Mein Vater fragte überall im Dorf. Ich will nicht vermessen sein, aber für mich hörte es sich später an wie die Herbergssuche von Maria und Josef aus Nazareth.

Zudem war meine Mutter noch keine fünfundzwanzig Jahre, außerdem als schwangere Frau im Dorf angekommen und wollte den Hermann heiraten. Nichts hatte sie, außer der Kleidung an ihrem Körper. Ich habe leider nie konkrete Fragen gestellt, ob die Einheimischen diese fremde Person bäugten. Hin und wieder ließ sie aus diesen Zeiten traurige Worte hören.

Es ist geschichtlich beschrieben, dass sich die Behörden in der Besatzungszone gegen die Aufnahme von Vertriebenen und Volksdeutschen, wie meine Mutter, wehrten. Wie ich irgendwann zur Geschichte meiner Heimatregion las, hat Rheinland-Pfalz gemäß Flüchtlingskontingent des Alliierten Kontrollrats in den ersten Nachkriegsjahren bis zu hunderttausend Menschen aufgenommen.

Seinerzeit war, ebenfalls wie in diesen Zeiten in Deutschland, eine andersartige konfessionelle Überfremdung in dem streng katholischen Landstrich eine Begründung zur Ablehnung. Die damalige Wohnungsnot kann ich als Argument objektiv akzeptieren. Inwieweit meine Mutter als Ostflüchtling auch ein Behördenproblem er-

lebte, ist mir nie zu Ohren gelangt – leider war das kein Thema geworden.

Gut erinnere ich mich an die Erzählungen meiner Eltern über die häufig wiederkehrenden erheblichen Spannungen mit der Schwiegermutter. Es stand außer Frage, wer im Haushalt das Regiment führte.

Der wohnungsuchenden Familie mit dem Säugling war das Glück schließlich doch hold. Das Ehepaar Schimmels machte in seinem Haus das Zimmer meiner späteren Patin Maria frei. Es lag im Obergeschoss an der nördlichen Giebelseite, oberhalb des Weges zu meinem späteren Elternhaus. Die Wohnfläche reichte, sodass diese guten Menschen in der Not helfen konnten. Die Dankesworte meiner Eltern kann ich gar nicht wiedergeben.

Aus Erzählungen weiß ich, dass die Mutter meines Vaters keinerlei Hilfe zukommen ließ. Maria erzählte mir zum Beispiel, dass ihre Mutter aus Bettlaken Windeln für das Baby Winfried schnitt. Bildlich gesprochen, waren die Eltern so arm wie eine Kirchenmaus. Woher sie Babykleidung oder Nahrung für mich hatten, ist eine der vielen nicht mehr zu klärenden Fragen. Bekannt ist mir zudem, dass meine Oma, damals in Bayern wohnhaft, häufig bayrische Lebensmittelpakete nach Schüller sandte. In der amerikanischen Zone waren bessere Zeiten als bei den Franzosen. Tante Lydia erzählte mir kürzlich: „Wir haben vom Land in Bayern geschickt, obwohl wir selbst sehr wenig besaßen.“

Oft hörte ich von meinen Eltern mit recht dramatischen Worten, dass ich ohne diese Lebensmittelpakete wohl verhungert wäre. Von einem eingefallenen und ausgehungerten Gesicht war nie die Rede – Fotos von damals dicken Pausbacken habe ich keine verfügbar.

Hier könnte es lauten: „Ich bin nicht mit silbernem Löffel im Mund geboren.“

Die Nachkriegszeit war auf vielen Ebenen von konsequenter Rationierung geprägt; somit existierte in sehr vielen Regionen ein eklatanter Mangel auch an fundamentalen Ernährungsbausteinen. Es stellt sich nicht die Frage, ob für meine Eltern das Sattwerden ein schwieriges Gelingen darstellte. Weiter berichteten sie über das Braten von Kartoffeln mit Muckefuck, da keine Margarine, geschweige denn Butter, im Haushalt verfügbar war. Aber das war jedenfalls keine Besonderheit. Sehr viele Familien hatten zu dieser Zeit das gleiche oder ein ähnliches Schicksal. Über einen Schwarzmarkt in Schüller sind mir keine besonderen Vorkommnisse erzählt worden.

Vor allem die Menschen in den zerbombten Städten konnten glücklich und heilfroh sein, wenn sie etwas aus der bäuerlichen Landwirtschaft erhielten, um über die Runden zu kommen. Jahrzehnte später konnte ich mehrfach geringschätzig Sprüche über die „dummen Dörfler“, Sackefeller oder „Hinterwäldler“ hören. In meiner Jugendzeit war es nicht selten, dass beispielsweise die Menschen aus dem Raume Euskirchen, der geographisch auch Bestandteil dieses Mittelgebirges ist, da erst der Rhein die Grenze zwischen dem West- und Ostteil bildet, mitnichten als Menschen aus dieser Region betrachtet werden wollten. Schließlich lebte man in einer Stadt und zwar sehr nahe bei Köln.

In welchen guten Zeiten lebt die Mehrheit in unserem Land. Der scheinbare Überfluss in der Gesellschaft ist nicht zuletzt an den vielen weggeworfenen Lebensmitteln festzumachen. Die Medien beziffern den Lebensmittelmüll in einer Größenordnung von bis zu elf Millionen Tonnen; in Deutschland wohl gemerkt! Insoweit ist es sehr lobenswert, dass einige Supermärkte und Bäckereien nicht verkaufte Ware zugunsten hilfsbedürftiger Menschen zur Verfügung stellen. Weiterhin könnten bedarfsgerechte Portionen für Kranke und Senioren in Heimen die Menge der Nahrungsvernichtung er-

heblich reduzieren. Aber organisatorisch wird das ein großes Problem darstellen.

Immer wieder konnte ich die Aussagen vernehmen, wie schwierig der damalige Überlebenskampf gewesen sein muss. Durch den Krieg war unter anderem das Finanzwesen zerrüttet. Mit Reichsmark, in Hülle und Fülle verfügbar, wurde gezahlt. Sachwerte standen gar nicht oder nur sehr knapp zur Verfügung. Nur zugeteilte Lebensmittel und Heizmaterial waren zu kaufen, allenfalls noch Unnötiges. Die glückliche Situation des Marschallplanes für die Westzone konnte erst wirksam werden, als das nötige Geld einen besseren Wert erhalten hatte. Vom Hörensagen und während meiner beruflichen Laufbahn gewann ich Kenntnis von der Währungsreform im Juni 1948. Meine Mutter hatte trotz der Kriegswirren ein Postspargbuch retten können. Das angesichts des „Konsumbedarfs“ niedrige Guthaben wurde durch die Währungsreform nach Umtausch der Reichsmark im Verhältnis fünfzehn zu eins sozusagen wertlos und unbedeutend. Das Vermögen meiner Eltern befand sich auf dem Nullpunkt, da sie weder Aktien noch Grundstückswerte ihr Eigentum nennen konnten. Mit Wegfall der Rationierung vieler Produkte und der Preiskontrollen begann sich die Situation im Tempo der langsamsten Schnecke zu verbessern.

Als sich im Sommer 1948 erneut Nachwuchs ankündigte, wurde die bisherige Wohnung bei Schimmels zu klein. Schräg gegenüber befand sich ein sehr altes, marodes und unbewohntes Haus. Ich weiß noch, dass meine Eltern von Sallemo sprachen. Vorübergehend sollte es eine Lösung des Wohnungsproblems darstellen.

Sehr häufig beschrieben meine Eltern den miserablen und furchtbaren baulichen Zustand innerhalb des Hauses. In dem einzigen

Schlafzimmer rieselte aus dem Obergeschoss Heu durch die lückenhafte Holzbalkendecke. Vielleicht sogar auf die Betten, daran habe ich keinerlei Erinnerung.

Entsprechend der damaligen medizinischen Versorgung war für die Hausgeburt in diesem alten Gebäude lediglich eine Hebamme aus Schüller einsatzbereit.

Nachdem bereits ein gesundes Mädchen dem Mutterschoß entschlüpft war, wollte für alle überraschend nach zehn Minuten noch ein Baby zur Welt kommen. Die Eltern brachten kaum ein Wort heraus und wussten nicht, ob sie sich freuen oder weinen sollten. Die Familie hatte sich binnen kurzer Zeit auf fünf Personen vergrößert.

Die Zeit verging und meine Mutter hatte nicht nur mich um die Beine. Die beiden Babys begannen langsam rückwärts und auf allen vieren die Umgebung zu erkunden.

Wie bei Hahne zu lesen, verabschieden sich seit einigen Jahren manche Eltern oder Singles vom Kinderwunsch.¹¹ Wie diese sich im Alter von achtzig Jahren in ihre Einsamkeit einfügen, scheint in jungen Jahren außerhalb jeglicher Überlegung zu sein. Sofern allerdings manche in den Rufen „Rettet das christliche Abendland“ eine auf sie zukommende Übermacht kulturell fremdartiger Kinder sehen, muss sich die deutsche Bevölkerung, einfach gesagt, um eigenen Nachwuchs bemühen.

Meine Eltern haben sich garantiert gegenseitig zugerufen: „Wie können oder werden wir das schaffen? Womit sollen wir unsere Kleinen ernähren?“ Sie durften berechtigte Sorgen und Ängste zeigen. Ich war mit meinen eben erst drei Jahren wirklich noch ein Kleinkind.

¹¹ Vgl. Hahne, Peter: Schluss mit lustig, S. 41ff.

Im 21. Jahrhundert hören wir andere, mir unverständliche, Sprüche und ängstliche Fragen: „Kann ich mir ein Kind leisten?“ Geschieht dies vor dem Hintergrund, zu wenig Zeit und Geld für Urlaub oder ein schönes, freies Leben zu haben?

Nun wurde die Wohnungssuche mit besserem Obdach für die Familie ein drittes Mal äußerst dringend. Langes Überlegen war nicht möglich. Rasch stand für die Eltern fest, in dieser Bruchbude ist ein weiteres Wohnen zwingend zu vermeiden.

Dieses nach drei Jahren erneute Herbergsproblem erhielt wieder eine glückliche Fügung. Damals erbte mein Vater ein Wiesengrundstück von 1.200 Quadratmetern, welches zum Bau eines Einfamilienhauses bestens geeignet war, und zwar wie es früher hieß *op dem ruede Hahn*.

Als einziger Ausweg erschien, so rasch wie möglich ein gutes Haus zu bauen. Die Suche nach Handwerkern erübrigte sich aus Geldmangel. Selbst ist der Mann, war das Motto meines Vaters.

Es ist für mich schier unvorstellbar, welch harte körperliche Arbeit es darstellte, alle Steine für den Kellerbau im Steinbruch, links im Wald an der Straße nach Jünkerath (Gemarkung Rotheck), zu brechen. Mit besonderem Herzblut muss mein Vater für seine Familie geschuftet haben. Damals war er mit noch nicht dreißig Jahren recht jung. Mit welchem Aufwand er die Bruchsteine zur Baustelle befördert hat, ist mir immer noch ein Rätsel und war eine besonders große Herausforderung. Ohne fremde Hilfe, lediglich mit einem Leiterwagen kann der Transport unmöglich erfolgt sein. Wenn Steine sprechen könnten, würden sehr, sehr viele von den Schweißtropfen und dem Stöhnen während der körperlich schweren und nicht ungefährlichen Arbeit meines Vaters erzählen.

Später, im jugendlichen Alter, tollte ich mit Freunden des Dorfes in dem Steinbruchgebiet. Oben knapp am Rand zu stehen und herabzuschauen, war auf dem schon stillgelegten Abbaugelände riskant. Damals hat niemand von uns Jungs über frühere Arbeiten in diesem Gelände nachgedacht.

Des Abends hat mein Vater seiner Frau sicherlich so manche Verletzung und blaue Flecken zeigen können. Wie ich ihn in späteren Jahren erlebt habe, ist mir wirklich unvorstellbar, dass er beim Hausbau über Schmerzen oder Schrammen an den Händen stöhnte oder jammerte. Das wäre für ihn nicht mannhaft gewesen. Zu meiner Erziehung gehörte ebenso das seinerzeit übliche Credo: „Jungs dürfen nicht weinen.“

In meinen frühen Jugendjahren hat er erläutert, dass er bereits als älteres Schulkind, also Mitte der 1930er Jahre, im Morgengrauen vor Schulbeginn auf der Wiese die Sense durch das noch taufrische Gras sausen oder den Pflug von den Kühen durch die Furchen ziehen ließ. Nach meiner Volksschulzeit habe ich es auf unserer Wiese neben dem Haus, das mit Wasser gefüllte Schlotterfass am Hosengürtel hängend, ebenso probiert. Die Fläche sah eher so aus, als hätte hier jemand gerupft. Die Sense mit einem kleinen Hammer scharf zu klopfen (dengeln), gelang mir nicht.

Tagsüber arbeitete mein Vater als Elektriker bei der Bahn in Jünkerath. Alle Achtung für diese doppelte Belastung. Der Hausbau musste mit einem Kredit finanziert werden. Über die Probleme mit der behördlichen Genehmigung, so kurz nach dem Krieg, ist mir nur ein winziges Detail in Erinnerung. Mein Vater erwähnte, dass die Franzosen im Neubau unbedingt kleine Fenster verlangen wollten. Er konnte aber doch eine normale Fenstergröße erwirken.

Während meiner Kindheit habe ich niemals konkrete Aussagen zu den finanziellen Problemen der Eltern gehört. Ich erinnere mich

allerdings sehr gut an die in späteren Jahren in gewisser Regelmäßigkeit vernommenen finanziellen Klagen. Oft hing der Haussegen vor dem monatlichen Zins-Zahntag schief.

Jetzt stelle ich mir nunmehr die praktischen Fragen, ohne eine Antwort zu erhalten. Wie war das mit dem Mauern oder Dachstuhlaufrichten? Ohne Frage meisterte mein Vater die Elektroinstallation mit handwerklichem Geschick. Mit dem nötigen Material – ich erinnere mich, dass er mir später auch hierzu vom „Anschreiben“ oder „auf Pump im Elektrogeschäft gekauft“ erzählte – und seinem Fachwissen war er in der Lage, alles vorschriftsgemäß zu installieren.

Im Alter stelle ich aufrichtig fest, dass meine Leistung bei späteren Hausbauten im Rheinland und in Sachsen in keiner Weise einem Vergleich standhält, obwohl ebenso eine hohe teilweise körperliche Einsatzbereitschaft, erforderlich war. Mit 33 Jahren hatte ich es erheblich besser, ließ von fremden Menschen ein Haus bauen oder kaufte ein Fertighaus und durfte gespannt-gelassen beim Aufstellen zuschauen. So haben sich die Zeiten in dieser Hinsicht erheblich – dank des deutschen Wirtschaftswunders durch den Professor mit der ständig qualmenden Zigarre – zum Guten gewendet. Ein Haus wie das meiner Eltern wird heute nicht mehr mit Bruchsteinen und ohne Außenisolation unterkellert.

Meine Überlegungen zeigen, dass ich mich nicht sehr intensiv über den Hausbau informiert habe. Als Kind und Jugendlicher war ich nur mit mir selbst beschäftigt. Später fragte ich mich hin und wieder vergeblich: „Habe ich den Eltern je für ihre Mühe gedankt? Ich erinnere mich leider nicht.“

Es wird von Kindern häufig hingenommen als eine Selbstverständlichkeit – weshalb sollte ich danke sagen? Ich habe zu keiner Zeit ermessen können, welche körperliche Leistung mein Vater zum Hausbau und beide Elternteile insgesamt erbrachten.

Das war doch alles für uns. Später sagte mein Vater bei vielen möglichen Gelegenheiten, besonders bei der Verrichtung gemeinsamer Arbeit am und um das Haus: „Das ist doch alles für dich, Junge.“

Diese wiederholte Leier wurde mir schon unerträglich. Die väterlichen Aussagen während der Kinder- und Jugendzeit sind in meinen Kopf fest eingemeißelt. Es musste ein Mosaikstein sein zu meinem beruflichen Bestreben, um nach der Maslowschen Bedürfnispyramide möglichst die beiden oberen Stufen zu erreichen. Ich hatte stets das Ziel vor Augen, mit meiner künftigen Familie keinesfalls die finanziellen Einschränkungen meiner Eltern erfahren zu müssen. Allerdings erhoffte ich als wesentliche Grundvoraussetzung eine weitere wirtschaftliche Blüte in Deutschland und Frieden in Europa.

Jetzige und künftige Generationen ermuntere ich, ihre Eltern über deren Aufgaben, Probleme und Wirken zur Familiengründung oder zu den beruflichen Situationen zu befragen. Es ist lange Zeit nicht zu spät. Erst nach dem Tod ist es wirklich zu spät; Lebensgeschichten und -erfahrungen der Vorfahren, sofern sie nicht aufgeschrieben wurden, sind verloren.

Einige Jahre später spielte Vater in einem Bahnorchester die Zugposaune. Manchmal saß er in der Küche und probte für einen kleinen Auftritt. Für mich als Schuljunge war die Musik nicht erquicklich, ich hörte eigentlich nur falsche Töne. Vielleicht war das darin begründet, dass ich noch kein musikalisches Gefühl oder derartige Ambitionen hatte; diese entwickelten sich erst viel später. Wirklich, das Instrument benötigte in der Küche eine Menge Platz, sodass ein Stolpern nicht auszuschließen war. Diesem Hobby frönte er meiner Erinnerung nach wohl nur eine kurze Phase. Dem in Leipzig geborenen Johann Gottfried Seume wird die Aussage „Wo man singt, da

lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder“ zugeprochen. Mir gefällt die witzige Abwandlung besser: „Wo man singt, da lass dich nieder, böse Menschen haben Radio.“ Ach je, mit fünf Radiogeräten im Haus muss ich mich dieser Gattung zugehörig bezeichnen.

Jeder wird wissen, dass Musik, wie auch Sport, verbindende Elemente darstellen. Bereits der heilige Franziskus, aus einer wohlhabende Tuchhändlerfamilie aus Assisi, hat die Melodie als positiven Begegnungsfaktor intensiv genutzt. Seine Mitbrüder ließ er singend durch die Welt ziehen und Gott loben. In der Franziskus-Oper lässt der französische Komponist Messiaen zum Schluss singen: „Herr! Herr! Musik und Poesie haben mich in deine Nähe geführt.“

Ist es nicht häufig so? Wer mit Jugendlichen über die damaligen Probleme und Geldnöte spricht oder vom damaligen äußerst knappen Taschengeld erzählt, kann lapidar hören: „Ach je, was soll das, das war damals, heute ist das doch alles anders.“

Ja, sie haben recht. Heute haben viele der Jugendlichen anscheinend genug Geld, um sich Wünsche zu erfüllen. Sie finanzieren kostenintensive Tattoos oder den regelmäßigen Besuch im Nagelstudio. Die „modischen“ Hosen mit fabrikmäßig bereits vorbereiteten kleinen oder großen Löchern und Schlitzern erwähne ich nur nebenbei; tragen auch reifere Damen. Die umfangreichen Berichte zur Armut in der deutschen Bevölkerung oder zur prophezeiten Altersarmut erreichen jene anscheinend noch nicht. Mein Eindruck lässt sich nicht verwischen, dass seitens der Politik das Thema so heiß auf den Tisch gelangt. Zu fragen ist wirklich, ob immer neuer Spaß gesucht werden muss und ein neuer Kick das Maß aller Dinge ist? Aber nicht nur unsere Jugend ist betroffen, denn die Gesellschaft steuert, wie Peter

Hahne bereits vor Jahren schrieb, hin zur Maßlosigkeit.¹² Ein einfacher Familienausflug in die nähere Umgebung oder ein kleiner Wanderurlaub reichen vielen nicht mehr. Nein, es muss eine Abenteuer-tour in entfernte Erdwinkel sein.

Während der letzten zwei bis drei Jahrzehnte stellte ich häufig fest, dass einige Verhaltensweisen in der Gemeinschaft nicht mehr gelebt, sondern negativ als konservativ bezeichnet werden. Mit Freude las ich, dass andererseits die Journalistin Doris Schröder-Köpf zur Erziehung eine Rückkehr, manche werden sagen alt hergebracht und konservativ, zu traditionellen Werten forderte. Feste Überzeugung besteht für mich, dass nicht nur aus preußischer Zeit Pflichtbewusstsein, Fleiß sowie Hilfsbereitschaft – leider sehr oft nicht anzutreffen – und Anstand mit gutem Benehmen eigentlich unabdingbare Bausteine einer Erziehung darstellen.¹³ In diesem Kontext fällt mir ein wichtiges Kriterium zur elterlichen Erziehung ein. Häufig ist zu hören, dass sogenannte einfache Menschen in ihrer Aussprache sehr derb seien. Felsenfest kann ich behaupten, von meinen Eltern und Großeltern mütterlicherseits, welche alle keine akademische Ausbildung erfahren haben, niemals primitive Schimpfworte vernommen zu haben, wie sie heutzutage häufig – und bei weitem nicht nur bei Jugendlichen - Verwendung finden, und zwar weit unterhalb der Gürtellinie. Sogar eine Journalistin eines öffentlichen Radiosenders verwendete kürzlich den aus dem Tierreich stammenden Begriff „Er hat seine Duftmarke setzen können.“

Andererseits geben Trendforscher an, dass sich, wie im Konjunkturzyklus, eine Kurve aus der Spaßgesellschaft zu einem Comeback der Werte zu entwickeln scheint.

¹² Vgl.: Hahne, Peter: Schluss mit lustig, S. 28ff.

¹³ Vgl. Rot: Schröder-Köpf für Fleiß und Anstand in den Kinderstuben. Aus: Welt.de

Es ist jedoch positiv, wenn die Jugend nicht allzu viele Zukunftsängste entwickelt und etwas freier in die Zukunft schaut. Es wird ja sicher nicht alles so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Der Eingangvers „hab Sonne im Herzen, dann komme was mag“¹⁴ des schwäbischen Dichters Cäsar Flaischlen lässt mich gleichfalls einen positiven Kern entnehmen.

Unser Gedächtnis arbeitet sehr bildhaft. Erst während meiner Ausbildungszeit wurde ich mir meiner visuellen Fähigkeiten bewusst. Meine früheste Kindheitserinnerung bezieht sich lediglich auf den Einzug in das neue Haus mit einem Satteldach und Obergeschoss mit schrägen Wänden. Wer hatte Ende der 1940er/Anfang der 1950er Jahre Muße oder Geld zum Fotografieren? Meine Eltern gewiss nicht. Daher ist mein Vorrat an Bildern aus früher Kindheit recht überschaubar; mir fehlt die visuelle Unterstützung. Das Gegenteil sehen wir heutzutage in der Masse der Handybilder, welche überwiegend und für lange Zeit im Speicher eines Computers lagern. Meine Enkel werden glücklich sein, im Alter Erinnerungen mit Bildern aufleben lassen zu können.

Zum Umzug in das Elternhaus sehe ich mich auf dem Weg zum Haus. Wenn ich einen Handtuchhalter in der Küche erwähne, wird die viele Jahre später geborene Generation gar nicht wissen, worüber ich schreibe. Handtücher für die Hände und das Geschirr hatten ihren Platz an mehreren Haken. Alles war mit einem bestickten Vorhang ordentlich verdeckt.

In dem Neubau gab es wohl kaum neue Möbel. Manches Möbelstück hatte mein Vater vielleicht aus seinem Elternhaus erhalten; ich

¹⁴ Flaischlen, Cäsar: Hab Sonne im Herzen... Aus: Gedichte für alle Fälle

weiß es nicht. Die Hauptsache war, dass die Familie ein neues eigenes Heim bewohnen durfte. Ansonsten fehlt mir jegliche Erinnerung an den Einzug.

Trotz der umfangreichen und vielfältigen Probleme hatten meine Eltern in den schwierigen Nachkriegszeiten dennoch, aus der heutigen Sicht betrachtet, etwas Glück erlebt. Sollte ich als Sonntagskind in meinem Leben mit Glück gesegnet werden? Je nach Situation führte ich in späteren Jahren, wie vor einem Spiegel, in vielfältigen Lebenssituationen ein Selbstgespräch: „Wieder war mir das Glück hold, obgleich die Möglichkeit bestand, dass ich Schaden hätte nehmen können.“

Meine eigene Herbergssuche stand häufig unter einem guten Stern. Bei meiner ersten auswärtigen Arbeitsstelle in Ennepetal erhielt ich mit Verbindung zum Beigeordneten der Stadt ein winzig kleines Zimmer in einer Gärtnerei mit beruhigendem Blick auf den städtischen Friedhof. Unterhalb wohnte ein älteres Ehepaar, welches mir sehr zugetan war. Von der Gärtnerfamilie wurde ich sonntags häufig zum Mittagessen eingeladen – es war zu teuer, wöchentlich mit dem Zug über Köln nach Hause zu fahren.

Meine erste Wohnung nach dem Wechsel zur Universität Köln verdankte ich der dort tätigen Wohnungsfürsorge für Bedienstete. Eine Kollegin rief bei uns an, als ich mit der Pflege meines Motorrades beschäftigt war. Aufgeregt kam meine Mutter zur Haustür und rief: „Winfried, schnell, da ist die Uni Köln am Telefon.“

„Was die jetzt wohl von mir wollen?“

Frau Vieth bot mir eine Wohnung mit einem Zimmer, Küche und Bad in Köln-Mühlheim an. Der Badeofen musste allerdings mit Holz erwärmt werden; das war mir völlig gleichgültig. Wenn ich mich recht entsinne, betrug die Miete etwa achtzig DM. Als ich das

hörte, stimmte ich dem Vorschlag ohne vorherige Besichtigung der Wohnung zu.

Vielleicht wirkte der irische Segensspruch „Sei gesegnet beim ersten Licht der Sonne am Morgen des neuen Tages und sei gesegnet am Abend, wenn dein Tagwerk vollbracht ist.“

Copyright